

aber musste Solf bald feststellen, dass die Beschaffungsaufträge für Notstandslieferungen nur für Zaibatsu-Großfirmen erteilt wurden, japanische Mittelbetriebe und Ausländer hatten keine Chance. Weil Japan seine bisherigen Staatskredite jedoch zumeist für unproduktive Rüstungsausgaben verpulvert habe, erfolgte die Finanzierung dann hauptsächlich aus dem wohlgefüllten Rüstungsfonds. Deshalb, so Botschafter Solf im Oktober 1923, sei trotz der „recht undurchsichtigen Außenpolitik“ in den „nächsten zehn Jahren kein Krieg zu erwarten“ (S. 173). Damit sollte er beinahe – minus zwei Jahre – Recht behalten.

Aus der weiteren Botschaftsberichterstattung lässt sich der Fortgang des Wiederaufbaus in groben Zügen gut verfolgen. Im April 1925 wurde der Wiederaufbau des Hafens von Yokohama gefeiert. Tatsächlich waren aber erst einige Schiffsanlegestellen und Lager-schuppen wiederhergestellt worden. Beim Versuch, einen großzügigeren Stadtaufbau mit breiten Straßen und öffentlichen Parks zu verwirklichen, war man über Vermessungsarbeiten noch nicht hinausgekommen. Straßen- und Kanalbau, Brücken, Wasserleitungen, Straßenbahn, Kanalisation, Krankenhäusern und Schulen – alles befand sich noch im Planungsstadium.

Im April 1929 berichtet der Nachfolger, Botschafter Voretzsch, vom Wiederaufbau der Hauptverkehrsviertel, Brücken und Hafenanlagen Tokios: Aus dem Trümmerhaufen sei in fünfzehn Jahren „eine schöne Stadt“ entstanden (S. 190). Ein Jahr später, im April 1930, schrieb er noch euphorischer: Eine moderne Weltstadt mit 200.000 neuen Häusern, 117 neuen Schulen, sieben Stahlbrücken über den Sumida-Fluss, breiten Asphaltstraßen mit Geschäfts- und Verwaltungsgebäuden aus feuer- und erdbebensicherem Eisenbeton sei zusammen mit 54 öffentlichen Parks entstanden. Der Vermerk schließt mit der Hoffnung, die Stadt werde bei künftigen Beben von gleich fürchterlichen Folgen verschont bleiben (S. 193). Als die 21. US-Bomberflotte fünfzehn

Jahre später mit ihren 334 Fliegenden Festungen Tokio mit flächendeckenden Brandbomben ein zweites Mal auslöschte, boten die Parks gegen die menschliche Mordlust freilich keine Rettung mehr.

Albrecht Rothacher

Morris, Paul et al. (Hgg.): *Imagining Japan in Post-war East Asia. Identity Politics, Schooling and Popular Culture*

London: Routledge, 2014. 264 S., 90,00 GBP

Der Sammelband des Herausgeberteams Paul Morris, Naoko Shimazu und Edward Vickers ist ein Ergebnis eines internationalen Forschungsprojektes, das vom britischen Leverhulme Trust gefördert wurde. Mit regionalen Foci auf Länder und Regionen in Ost- und Südostasien erforschte es vor allem Themen der Populärkultur und Geschichtserziehung. Der Band ist entsprechend in zwei Teile aufgeteilt. Nach einer Einführung untersuchen zunächst fünf Aufsätze verschiedene Aspekte von Japanbildern im öffentlichen Raum in Singapur, Taiwan, China, Südkorea und den Philippinen. Darauf folgen sechs Aufsätze zur Darstellung Japans in Schulbüchern in China, Hongkong, Taiwan, Malaysia, Singapur und den Philippinen.

Grundannahme ist, dass das Bild des Anderen prägend für die Selbstwahrnehmung sei, d. h., einen wichtigen Einfluss ausübe auf die eigene nationale Identität. Japan sei in der Region ein „highly significant ‘Other‘“ (S. 4), da es aufgrund seiner „Modernisierung“ in Asien zunächst bewundert, dann als Imperialmacht verachtet und in der Nachkriegszeit wieder bewundert worden sei. Ziel des Buches sei es daher, „[to] analyse the portrayal of Japan in the societies of East and Southeast Asia, how and why this has changed in recent decades, and what these changing images of Japan reveal about the ways in which these

societies construct their own identities“ (S. 3). Hierfür unterscheiden die Herausgeber vier Rollen Japans: (I) als *normative Other*, vor allem Entwicklungsmodell, aber auch als populärkulturelles Vorbild; (II) als Hegemonie anstrebendes *dominant Other*, also anti-Vorbild, das meist unter Rückgriff auf Feindbilder aus der imperialen Vergangenheit Japans in der Region konstruiert wird; (III) als von anderen Hegemonialmächten ablenkendes *alternative Other* und (IV) als in seiner Instrumentalisierung trotz historischer Relevanz relativ unbedeutendes *distant Other*.

Überschneidungen der Typen und Veränderungen in der Funktion und Instrumentalisierung des Japanbildes sind besonders in den Fallstudien von I-yun Lee/Christine Han zum „Japan Mania Boom“ in Taiwan und von Caroline Rose zur Darstellung des „Anti-Japanischen Widerstandskrieges“ in chinesischen Geschichtsbüchern erkennbar. Lee und Han zeigen die Komplikationen der historisch verwurzelten Koexistenz negativer wie positiver Japanbilder in Taiwan auf, die sich in den 1990er Jahren in einen Boom japanischer Populärkultur steigerte. Mehr als anderswo bot sich Japan schon spätestens seit Ende des Zweiten Weltkrieges als multiples *alternative Other* an, nämlich als Gegenpol zu Festland-China sowie zur nach Taiwan geflohenen Guomindang-Elite. Neben Nostalgie blieben gleichzeitig allerdings auch Erinnerungen an Japans Vergangenheit als *dominant Other* wach, etwa in Kriegsfilmen, die eine „resolut anti-japanische Sicht“ (S. 53) verbreiteten. Diese verhinderte aber nicht, dass Japan keine Generation später zum populärkulturellen und anderweitig konsumierten „normativen Anderen“ aufsteigen konnte. Gleichzeitig zeigt ihr Beitrag aber auch die Beliebigkeit des so konstruierten und imaginierten Japanbildes auf. „‘Japan’ can be seen as an ‘empty’ signifier: it can refer to almost anything consumers want it to, and its link with the ‘real’ Japan is tenuous at best“ (S. 63).

In Roses Studie steht dagegen nicht der Konsum bestimmter Japanbilder im Vordergrund, sondern die Konstruktion solcher Bilder in chinesischen Geschichtsbüchern für Oberschulen. Auch hier lassen sich verschiedene Funktionen erkennen, die vom jahrzehntelang marginalisierten und „fernen“ Japan – „previously oddly absent from the AJWR [Anti-Japanese War of Resistance] narrative“ (S. 130) – seit den 1980er Jahren zur Rolle des „quintessential ‘dominant other’, the malevolent author-in-chief of China’s national humiliation“ (S. 131) führte. Eingebettet in eine detaillierte Erklärung diverser Reformen von Curricula und Lehranweisungen kommt Roses Analyse vier verschiedener Geschichtslehrbücher zu dem Schluss, dass die quantitative Reduzierung der Behandlung des Krieges zu einer qualitativ stärkeren Hervorhebung der „Brutalität und Bestialität“ der japanischen Armee geführt habe (S. 144). Auffällig, wenn auch keineswegs überraschend, ist es, dass von offizieller Seite immer wieder die Zielvorgabe „korrekte Sicht“ (auf den Krieg, auf die Welt) genannt wird. Dadurch wird klar, dass die „limitierte Pluralisierung“ des Schulbuchmarktes in China seit den 1980er Jahren keineswegs zu einer Abkehr von einer orthodoxen Geschichtsauffassung an sich führte. Vielmehr unterscheidet diese unvermindert zwischen „korrekten“ und „falschen“ Ansichten und dient als Instrument der Ideologisierung und Indoktrination im Staatsauftrag. Kurzum: Ja zur Liberalisierung des Marktes, Nein zur Liberalisierung der Meinungen.

Der Sammelband endet mit einem kritischen Epilog des Pekingener Geschichtslehrers Shi Guopeng, der vor allem von seinen Erfahrungen mit einem Geschichtsdialog zwischen Lehrern aus Japan, China und Südkorea berichtet. Shi gewährt interessante Einblicke in Druck- und Zensurmechanismen, denen die handverlesenen chinesischen Teilnehmer an den Dialogen von Regierungsseite ausgesetzt waren. Abschließend appelliert er – als Vorschlag zur Überwindung der Geschichtsprobleme – an alle an

Prozessen der Darstellung „Anderer“ Beteiligten in Ostasien, „simplistische Dämonisierungen des fremden Anderen“ aufzugeben und stattdessen „unsere eigenen Nationalgeschichten mit der gleichen kritischen Sorgfalt zu untersuchen wie wir es im Falle unserer Nachbarn tun“ (S. 258).

Alles in allem bietet der Band eine empfehlenswerte Lektüre für am Japanbild in Ost- und Südostasien sowie besonders an der Geschichtserziehung in den genannten Ländern Interessierte.

Torsten Weber

Sven Saaler: Japanisch-deutsche Wissenschaftsbeziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg

München: Iudicium, 2014. 96 S., 8,00 EUR

Die im Iudicium Verlag erschienene Publikation von Sven Saaler stammt aus der Taschenbuchreihe der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (OAG), die mit dem vorliegenden Titel ihren nunmehr 101. Band herausgibt. Obwohl das Taschenbuch mit seinen 96 Seiten im Reclamheft-Format sehr kompakt gehalten ist, gibt es dennoch einen guten Überblick darüber, wie sich die Wissenschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und Japan seit dem zweiten Weltkrieg bis heute entwickelt haben und welche Akteure dabei eine maßgebliche Rolle spielten.

Zu Anfang des in vier Kapitel unterteilten Buches erläutert Saaler, wie sich der Begriff Wissenschaftsaußenpolitik nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in beiden Ländern entwickelt hat und in welchem Zusammenhang dieser zum Begriff der Kulturaußenpolitik steht. Angesichts der engen historischen Verknüpfung dieser beiden Begriffe werden anschließend nicht nur die wichtigsten Akteure der Wissenschaftsaußenpolitik eingeführt, sondern auch Institutionen der auswärtigen Kulturpolitik, die aus Sicht des Autors eine zentrale Rolle bei der Etablierung der deutsch-japanischen Wissen-

schaftsbeziehungen gespielt haben. Entsprechend dem chronologischen Aufbau des Buches vom Zweiten Weltkrieg bis ins frühe 21. Jahrhundert, beschreibt Saaler im zweiten Kapitel die Entwicklungen vom Kriegsende bis zum Abschluss des WTZ-Abkommens im Jahr 1974, das bis heute die Grundlage der wissenschaftlich-technologischen Zusammenarbeit Japans und Deutschlands ist. Die Schwerpunkte dieses Kapitels liegen dabei auf der Erneuerung der OAG in den Fünfzigerjahren sowie dem 100. Jubiläum der japanisch-deutschen Beziehungen 1961, dessen Bedeutung Saaler anhand von Originalquellen aus dem Archiv der Sophia-Universität und der Deutschen Botschaft in Tokio verdeutlicht. In den Achtziger- und Neunzigerjahren kam es dann zu einer Intensivierung und Systematisierung des Wissenschaftsaustauschs, die in Kapitel drei beschrieben werden. Der Autor geht dabei vor allem auf die Gründung des Japanisch-Deutschen Zentrums Berlin sowie des Deutschen Instituts für Japanstudien ein, skizziert aber auch die Einrichtung neuer Lehrstühle für Japanologie an deutschen Universitäten sowie das verstärkte Engagement japanischer Bildungs- und Forschungsinstitutionen, die in den Neunzigerjahren Außenstellen in Deutschland errichteten. Das vierte und letzte Kapitel fasst schließlich neuere Entwicklungen am Beginn des 21. Jahrhunderts bis ca. 2010 zusammen, die vor allem durch das „Deutschland-in-Japan-Jahr“ und das 150. Jubiläum japanisch-deutscher Beziehungen gekennzeichnet waren, aber auch durch die Einrichtung mehrerer Außenstellen deutscher Institutionen in Japan.

In seinem kompakten Überblick gelingt es Saaler, der als Associate Professor an der Sophia-Universität in Tokio moderne japanische Geschichte lehrt, die Entwicklung der deutsch-japanischen Wissenschaftsbeziehungen seit dem zweiten Weltkrieg anhand zentraler Ereignisse aufzuzeigen. Dieser Prozess ist gut recherchiert und mit zahlreichen Originalquellen belegt, sodass es dem Leser leicht fällt, die zunehmende